


Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen“

# Zeppelin als Amor

Novellette von **Marie Elisabeth Gebhardt.**

(Nachdruck verboten.)

„Bist du mit der Skizze schon fertig, Irma?“

„Ja. Ich habe nur den Giebel ausgeführt, das andere bloß angedeutet. Ich mache es fertig, wenn ich zu Hause einmal Zeit habe. Wie weit bist du mit dem Tore? Ah — Aquarell! Ja, freilich, das dauert länger! Aber famos ist es geworden.“

„Ich bin gleich fertig. Wo sind die anderen?“

„Anna skizziert das Rathaus; Dora sitzt am Neustädter Tor. Da kommen sie schon! Na, fertig mit der Arbeit? Zeigt einmal her!“

„Kinder, wißt ihr schon? Der Zeppelin kommt hierher!“

„Wohin?“

„Hierher nach Tangermünde? Um vier Uhr soll er da sein. Die Jungen sagten es, und an den Kirchtürmen stecken jetzt auch schon Fahnen. Aber bist du noch nicht fertig, Grete?“

„Doch. Ich packe bloß noch ein. Geht nur immer voran.“

„Aber erst Kaffeetrinken im „Adler“, nicht?“

„Ja, nur los! Dann gehen wir auf den Burgplan. Sieht diese „Roßfuhrt“ nicht dem „Kobollzeller Tore“ ähnlich? Es heißt mit Recht „das märkische Rothenburg,“ das kleine Tangermünde!“

Als man ein halbes Stündchen später zum Burgplan kam, war der schon voller Leute. Ueberall, auf Dächern, Balkonen, auf den Mauerzinnen und Wachttürmen saß das neue Geschlecht und schaute nach dem modernsten Verkehrsmittel aus, dem Zeppelin.

„Hoffentlich kommt er bald. Sonst steht man sich ja müde.“

„Ach was, ich setze mich dem ersten Burggrafen zu Füßen. Polstern wir diese Bank von Stein mit unseren Mänteln!“

Viel aber wurde nicht aus dem Sitzen. Immer wieder sprang eine von ihnen auf und visierte durchs Fernglas. Jetzt schlug es vier vom Kirchturm. Gleichzeitig ertönte die Sirene der Zuckerfabrik, am Sonntage ein außergewöhnliches Zeichen.

„Er ist in Sicht, das Signal ertönt!“ rief man. — „Da ist er!“ — „Wo?“ — „Dort über dem Walde, ein schmaler, silbergrauer Strich!“

„Oh, ich sehe die Propeller! Hörst du das Sausen?“

„Ja,“ sagte Irma. „Wer doch mitkönnte!“

„Wenn ich mal viel Geld habe, fahre ich bestimmt im Zeppelin!“

„Und ich mache meine Hochzeitsreise im Luftschiff.“

„Weil deine Hochzeit eben noch sehr in den Lüften liegt!“

„Wer weiß. Vielleicht fährt mein Zukünftiger dort oben!“

„Ich ließ mich aber nicht so von oben herab beschauen, Irma!“

„Wenn er mich nur überhaupt ansieht. Wie, ist gleich.“

Unterdes war das Luftschiff so dicht herangekommen, daß man die Leute an den Fenstern der Kabine erkennen konnte. Jetzt wurde eins der Fenster geöffnet, und wie ein Schwarm weißer Tauben flatterten Karten zur Erde. Alles stürzte darauf los. Irma streckte die Hände aus und eine Karte flatterte ihr gerade hinein.

„Oh, ich habe eine!“

„Zeig' doch her, was steht darauf?“

„Der Zeppelin, und hier: „An den oder die Empfänger der Karte: Unterzeichneter bittet Auskunft zu geben, wohin diese Karte gelangt ist, und zum Austausch eine Ansicht von Tangermünde zu schicken an Werner Ibensee, Berlin, Bayreuther Str. 7.“

„Willst du antworten?“

„Aber sicher. Wißt Ihr was? Ich male eine Karte vom Burgplan, nach der Skizze von heute morgen.“

Der Zeppelin hatte im stolzen Bogen die Stadt umkreist, fuhr nochmals etwas seitwärts über den Burgplan und verschwand in westlicher Richtung.

Auch die vier Berliner Kunstgewerbeschülerinnen machten sich auf, nach dem Bahnhof zu. Dort blieb ihnen allerdings noch reichlich Zeit, so daß Irma die bewußte Karte gleich ausführte und abschickte. — — —

Architekt Werner Ibensee saß in seinem behaglichen Junggesellenheim am Frhstückstisch. Heute war noch so ein halber Feiertag und er gab sich dem Frühstück mit seltener Muße hin. Dabei sah er die Morgenpost durch.

„Nanu? Was ist denn das? Ach so, Antwort auf meine Karte! Handgemalt, gar nicht übel, besonders Architektur gut erfaßt. Wohl Kunstjüngling oder angehender Kollege. Na also, mal lesen.“

„Heute flog mir auf beifolgendem Schauplatz ein Kartengruß von oben her zu, auf den ich, dem Wunsche des Absenders gemäß, Antwort gebe. Ob es dem Absender freilich um solch wertvolles Kunstprodukt meiner Hand zu tun war, bleibt fraglich. Ich tue es aber doch und mithin — nichts für ungut!

Irma Werkenthin, Erbauerin zukünftiger Kölner Dome.“

Werner lachte. „Humor und Talent hat sie, zwei gute Dinge. Da wird's wohl an Geld und Schönheit mangeln. Na, was gehts mich an?“ — — —

„Es geht tatsächlich nicht mehr, wir müssen uns eine Hilfe nehmen für die gröbsten Arbeiten, das Plänezeichnen, Aufriß, Grundriß, Gesamt- und Teilansichten, natürlich nach unseren Angaben zu zeichnen. Was meinst du dazu, Werner?“ So fragte Hans Fichtner seinen Kompagnon.

„Ich bin einverstanden. Aber wen? Mann oder Weib, das heißt Architekt oder Architektin?“

„Na, meist sind es doch junge Männer. 'ne Dame wäre freilich billiger. Können die Frage ja einfach offen lassen und nur „Hilfskraft“ sagen.“

„M. W.“

Wenige Tage darauf sichteten die Freunde einen Riesenstapel eingesandter Offerten. Vielen darunter lag eine Probezeichnung bei.

„Ei, sieh da, nicht übel. Der Stendaler Markt. Gar keine leichte Aufgabe, dieses Renaissancerathaus, die trauliche „Alte Wache“ mit dem Roland davor, überragt von dem Riesenbau der Marienkirche. Ganz gut gelöst. Sieh mal her, Werner. Einen Moment — von wem eigentlich? Ach 'ne Dame! Irma Werkenthin. — Für eine Dame ist es sogar sehr gut, was meinst du?“

Ganz tiefsinnig schaute Werner Ibensee die Zeichnung an. Sie kam ihm fast vor wie ein Gruß aus höheren Dimensionen. Oder wußte die Dame, daß er der Kompagnon war? — Schließlich sagte er, scheinbar obenhin: „Wir können die Dame ja mal herbestellen. Einer muß es doch mal sein. Vielleicht geht es mit dieser.“

„Ja, bestelle sie auf morgen früh. Aber empfangen mußte du sie, ich muß wegen der Villa nach Grunewald raus.“

„Meinetwegen. Wir müssen nur noch miteinander die Bedingungen festsetzen.“

Am andern Morgen betrat Irma Werkenthin zögernd das Bureau. „Hans Fichtner u. Co., Architekt“ las sie an dem Türschild.

Werner Ibensee erwartete sie auch mit etwas erregter Neugier. Wie mochte sie wohl aussehen, und wes Geistes Kind mochte sie sein? Angenehm überrascht sprang er auf, als auf sein „Herein!“ eine schlanke, kaum mittelgroße, einfach gekleidete, aber schik aussehende Dame eintrat.

„Fräulein Werkenthin?“

„Jawohl. Man hat mich herbestellt wegen der Stelle einer Architekturzeichnerin.“

„Ihre Zeichnung gefiel uns nicht übel. Uebrigens noch eine Frage darüber. Haben Sie kopiert oder selbst nach der Natur skizziert?“

„Selbst skizziert. Wir waren letzte Pfingsten dort. Man erwartet dort gar nicht, ein so eigenartiges Bild zu finden.“

Bald waren sie einig und Irma auch damit einverstanden, daß sie eine Probezeit durchmachte. Vierzehn Tage. Gleich morgen sollte sie anfangen.

Zufällig mußte Hans Fichtner, der das Geschäft nach außen hin vertrat, während Ibensee mehr die kaufmännische Arbeit verrichtete, gerade eine mehrtägige Reise antreten. So kam es, daß Irma ihren Irrtum — sie hielt Werner für Fichtner — nicht gewahr wurde. Werner beließ sie auch in dieser Täuschung, da er sie so unauffälliger beobachten konnte. Unauffällig war es, aber nicht ungefährlich, wenigstens nicht für ihn.

Denn es ließ ziemlich tief blicken, daß sowohl die Tangermünder, wie die Stendaler Zeichnung oft in seinen Händen waren, wenn er in seinem Heim sich befand; das Bureau lag anderwärts. Noch tiefer aber ließ es blicken, daß für ihn beide Bilder Staffage hatten, ein und dieselbe; eine zierliche, blonde Dame, die manchmal skizzierte oder auch nach einem Zeppelin auslugte. Ja, dieses moderne Flügeltier, sollte es wohl gar ein verpuppter, modernisierter Amor gewesen sein, der statt der Pfeile Ansichtskarten verwendete?

Lange konnte sein Inkognito natürlich nicht gewahrt bleiben.

Eines Morgens arbeitete Irma im Bureau, das sie vorläufig noch mit Werner teilte, als das Telephon klingelte.

„Hier Hans Fichtner. Bist du da, Werner? So—o—! Sie sind es, das neue Fräulein! Freut mich. Aber sagen Sie mal, ist mein Kompagnon, Herr Werner Ibensee, nicht da? — Wie? Verreist, sagen Sie? Nee, das war ich. Und der Herr, der Sie engagiert hat, ist Herr Ibensee. Nicht gewußt? Ist die Möglichkeit! So, er kommt gerade? Na, dann schicken Sie ihn mal ran!“

Irma, ganz verdutzt über ihren Irrtum, sagte sehr kühl zu dem eben eintretenden Werner:

„Herr Ibensee, Herr Fichtner wünscht Sie am Telephon zu sprechen.“

Werner zuckte sichtlich zusammen und wurde rot.

„Ah so,“ dachte Irma, „also kein Zufall, absichtlich hat er mich im Irrtum gelassen, wollte mich beobachten. Pfui, das ist häßlich!“

„Wie mache ich die Sache nur wieder gut?“ dachte Werner. „Ich habe sie gekränkt mit meinem Versteckspiel.“

Gegen Abend erschien Herr Fichtner persönlich im Bureau. Schweigend, tief über ihre Arbeit gebückt, fand er die beiden, jeden vor seinem Tische sitzend.

„Stell' mich doch vor, Werner!“

Der tat das ziemlich befangen.

„Wie kamen Sie eigentlich zu dem Irrtum, Fräulein Werkenthin?“

„Das müssen Sie Herrn Ibensee fragen, Herr Fichtner.“

Fragend sah Fichtner den Freund an. Aber der sagte nur: „Nachher, ich habe wichtige Geschäftssachen mit dir zu besprechen.“

Da es bereits sechs Uhr war, so entfernte sich Irma. Sie war fest entschlossen, am anderen Morgen eine Absage zu schicken. So ließ sie sich nicht kommen. Freilich, die Stelle war gut, höflich war er auch immer gewesen, dieser Werner Ibensee! Sogar sehr höflich. Das machte wohl das böse Gewissen. Warum er sie nicht aufgeklärt hatte? Fürchtete er, sie würde sich etwas auf ihre lustige Bekanntschaft hin herausnehmen? Dann brauchte er sie doch nicht zu engagieren! — Oder? Hier errötete Irma. Das beste war, sie ging nicht mehr hin.

Aber es kam anders. — Werner beichtete Hans sein Dilemma. Der lachte ihn aus.

„Weißt du was? Wir holen das Fräulein morgen früh einfach mit dem Auto ab, meine Frau und ich. Morgen ist Sonntag. Dich lesen wir dann irgendwo unterwegs auf und dann könnt ihr euch aussprechen. Und dann — na, dann nehmen wir eine männliche Hilfskraft, weibliche sind mir zu gefährlich!“

So bediente sich der verschlagene Amor auch noch dieses zwar wenig poetischen modernen Verkehrsmittels, des Töff-Töff. Nebeneinander in den Kissen sitzend, mußten sie die gegenseitige Aussprache schon durchhalten. Fichtner und Frau, die auf der vorderen Sitzbank saßen, schauten sich nur einmal verständnisinnig um, als es hinten still wurde. Und in Paulsborn im Grunewald angelangt, rief Fichtner gleich: „Kellner, Sekt!“ — Und als die Gläser mit dem Schaumwein gefüllt waren, brachte er den Trinkspruch aus: „Es lebe der moderne Amor!“

## Der Messingteller

**Erzählung von Peter Lee** (Nachdr. verb.)

Mr. Hawkins hatte sich nach 35 Tropendienstjahren in Lytham ein Landhäuschen gebaut. Dort lebte er seinen Bienenvölkern und den peinvoll regelmäßigen Malariaanfällen. Im Winter aber, wenn der feuchte neblige Schneewind das Kaminfeuer schier erdrückte, so daß alle Wärme zum Teufel ging, hüllte sich der alte fröstelnde Soldat, flankiert von zwei Kohlenbecken, in sein Leopardenfell und sann tausend Erinnerungen nach. Sein Zimmer war mit Trophäen bis obenan gefüllt. Ein wahrhaft exotisch anmutendes Tuskulum, von dem als einziger Nachteil vielleicht der zu melden wäre, daß es in seiner Gepfropftheit alle klare Einordnung und jeden systematischen Aufbau vermissen ließ. Hawkins hatte, ohne eigentliches Verständnis dafür zu haben, wahllos angehäuft, was sich ihm in einem Menschenalter dargeboten. Aber selbst für den Mangel eines seiner gearteten Organisationssinnes konnte er nichts, und die Hauptsache war, daß ihm sein Raritätenkabinett Spaß machte, daß es ihm den Kontakt mit der bunten glühenden Vergangenheit aufrecht erhielt.

Heute nun hockte er mit vorgebeugtem Oberkörper in seinem alten abgeschabten Ledersessel. Auf den eingehüllten Knien hielt er einen sehr hübschen und offenbar sehr alten mit allerhand kunstvoll getriebenen indischen Götzenbildern und geheimnisvollen Zeichen bedeckten Messingteller. Er hatte die Arbeit in Wembley erstanden, wo sie ihm in der Indischen Halle aufgefallen und als ein besonders charakteristisches Zeugnis der Eingeborenenkunst aus der Nähe von Birma gerühmt worden war.

Sehr mit dem Gegenstand seiner Betrachtung beschäftigt, verweilte er lange bei den Versuchen, die Bildschrift auf dem Messing zu deuten. Jedoch, je länger er grübelte, um so weniger vermochte er, der doch vielerlei von dem Leben und der uralten Kultur Indiens gehört und beobachtet hatte, einen Sinn in das metallene Geheimnis zu bringen. Unmutig über die Ergebnislosigkeit seiner Bemühungen, drehte er den Teller zwischen seinen Händen hin und her — als sein Blick, ungläubig erst, dann ärgerlich erstaunt auf einem Zeichen haften blieb, das in der Rückseite eingegraben war. Und das Ungeheuerliche, das ihm jäh die Röte des Zornes ins Gesicht schlug, blieb und ließ sich auch durch noch so empörtes Anstarren nicht fortwischen: „Made in Germany“ stand da zu lesen und ein wenig weiter rechts unten: „Basar-Kupfer“ . . .

Himmel und Hölle! Und so was hatte man sich aufschwatzen lassen? In Wembley im Indian House? Das überschritt denn doch die Grenzen aller Schamlosigkeit!

Hawkins Entschluß war rasch gefaßt. Der alte Troupier fühlte sich maßlos düpiert und verlangte in einem bolzengroben Schreiben Aufklärung darüber, wie es möglich sei, daß auf einer nationalen Ausstellung Fälschungen für Originale ausgegeben würden und ob sich solche Skrupellosigkeit bereits so glänzend rentiere, daß man es nicht mehr der Mühe für wert halte, einen nackten Betrug überhaupt noch zu verbergen?

Dann wartete er, grollend wie ein verwundeter Löwe, auf Antwort.

Am vierten Posttag traf sie ein.

Der Leiter der Indischen Halle schrieb mit dem Ausdruck kühlen Bedauerns, daß ein Disziplinarverfahren gegen den betreffenden Aufkäufer (soweit er sich ermitteln lasse) eingeleitet werden würde, im übrigen beehre man sich, dem Herrn Oberst einen anderen Teller zu überreichen, an den das Ausstellungsamt die bestimmte Hoffnung knüpfe, er möge den unangenehmen Irrtum korrigieren.

Damit wäre der Zwischenfall erledigt gewesen, wenn sich Oberst Hawkins nicht mit dem „Grundsätzlichen“ der Angelegenheit beschäftigt hätte. Denn die Wunde, die sein britisches Bewußtsein davongetragen hatte, war durchaus nicht mit einem Teller zuzudecken, wie sich die Herren in Wembley das so dachten. Er setzte sich vielmehr mit dem ehemaligen Kriegsberichterstatter und jetzigen Herausgeber der Wochenschrift „The Ironmonger“, Bobby Wick, mit dem er seit der Expedition gegen die Gunga befreundet war, in Verbindung, trug ihm den Sachverhalt vor und machte ihn in aller Form zum Anwalt seines gekränkten Rechtsempfindens.

Bobby brachte denn auch im Handumdrehen Leben in die Bude: die Indische Halle sah sich da urplötzlich einem Gegner gegenüber, der mit der Zähigkeit einer Bulldogge sofort aufs Ganze ging und sich, gleichviel, wie man sich zu der Beschwerde seines Freundes Hawkins stelle, vorbehielt, unerhörte Zustände wie diese gehörig anzuprangern. Vorerst ersuche er um Mitteilung, wie weit die Disziplinaruntersuchung gegen jenen Aufkäufer gediehen sei.

Das erste Ergebnis dieser Attacke war, daß in Lytham der Geldbriefträger dem Oberst fünf Schillinge überreichte. Aus dem Abschnitt, der den Aufdruck der Ausstellungsleitung trug, war die Ueberweisung mit keinem Wort begründet.

Rätselhaft. Was sollte das Geld? Mit einem Ruck warf Hawkins den Kopf zurück: hallo, war das vielleicht der Schlüssel? Er glaubte sich zu erinnern, daß der Eintritt zur Ausstellung fünf Schillinge gekostet hatte. Höchst einfach nun — die schickte man ihm hiermit zurück.

Aber in dieser Form, die keine hatte und keine war?! Das war ja eine unglaubliche Brüskierung! Infam war das!! Diese Beleidigung konnte man nicht auf sich sitzen lassen!

Der Oberst nahm, kochend vor Zorn, einen Beruhigungsschluck Gin. Er fühlte, wie sein Tropenblut rebellierte gegen eine Behandlung, die einfach haarsträubend war. Nur jetzt um Gottes willen keinen Anfall! Den konnte er nicht brauchen, wenn er die Ueberlegenheit bewahren wollte, der Unverschämtheit die Stirn zu bieten.

Er setzte sich also hin und entwarf einen geharnischten Bericht, den er an den Minister für die Kolonien persönlich richtete.

Das zweite Ergebnis von Bobbys Attacke war ein Brief. An ihn selber adressiert.

Der Brief lautete:

„Dear Sir!

Wir rechnen es uns zum besonderen Vorzug an, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß wir uns keineswegs für verpflichtet halten, auf den wenig verbindlichen Ton Ihres Schreibens einzugehen. Wenn wir Ihnen dennoch Antwort stehen, so soll und kann diese aber unmöglich den Charakter einer Rechtfertigung tragen. Wir nehmen dagegen die Gelegenheit gern wahr, bei Ihnen eine irrige Anschauung zu zerstreuen, die uns allein schon durch die Möglichkeit ihres Bestehens bei einem so vorurteilsfreien Mann, als den wir Sie zu kennen das Vergnügen haben, in lebhaftestes Erstaunen gesetzt hätte. Sie müßten doch wissen, daß ein Teil der indischen Teller, die wir vertreiben, in Deutschland gemacht worden ist. Und es läßt sich an dem scheinbaren Widerspruch auch nicht das Mindeste ändern, daß Muster und Arbeit des Tellers, der Mr. Hawkins durch seine Schönheit auffiel, echt indisch sind. Nicht allerdings das Material. Messing wird in Indien nicht erzeugt, sondern eingeführt. Und das wußten Sie nicht? Doch da die Hälfte aller Götzenbilder der heidnischen Welt, was durchaus kein Geheimnis bedeutet (wiewohl man es nach Möglichkeit als solches ästimiert), in Birmingham hergestellt wird, so können wir Deutschland das Metall für die paar Teller und Becher nicht gut mißgönnen, zumal wir keine Kontrolle haben über indische Einkäufe. — Wir dürfen wiederholen: unsere Nachforschungen in Sachen Hawkins haben zweifelsfrei ergeben, daß der Herr Oberst bereits das erstemal in den Besitz einer Originalarbeit gelangt ist. Wir können indessen nicht verhehlen, wie sehr uns die Art, mit der Mr. Hawkins Meinungsverschiedenheiten zu erörtern beliebt, nicht unseren Beifall hat. Wir haben aus seinem Verhalten notgedrungen die Folgerungen gezogen, die uns nach jeder Richtung hin rechtfertigen, und wir bedauern nur, uns in der

ersten Verwirrung über die Grobheiten des Herrn Oberst insoweit einer Inkorrektheit im Ausdruck schuldig gemacht zu haben, als wir von einem „Disziplinarverfahren“ sprachen, das wir natürlich gegen Unbekannt hätten einleiten müssen, ganz abgesehen davon, daß zu dieser Bemühung unsererseits nicht der geringste Anlaß vorhanden war. Wir erachten von uns aus den Fall gern als beigelegt und wollen nicht verfehlen, Ihnen unseren hohen Respekt zu bezeigen.

Indian House
(Wembley)
(gez.) Harry Findlayson.“

*

„Mach' dir nichts draus, Dicky,“ sagte Bobby Wick zu Oberst Hawkins, „du wirst nun nie ergründen können, ob dein Teller deutsches Messing und Birminghamer Arbeit oder deutsche Arbeit und englisches Messing ist. Die Deutschen, du kannst über sie denken, wie du willst, — meinen Respekt haben sie! Was hab' ich da neulich in Clerkenwell gesehen: „altenglische“ Zifferblätter aus Messing und Silber, die — in Deutschland gemacht waren. Gute Handarbeit, guter Absatz. Weißt du, Dicky, wenn ich du wäre, ich wünschte, der Teller möchte aus englischem Messing sein.“

# Bunte Chronik

* **Der hundertste Geburtstag Eduard Kretschmers.** Aus Dresden wird geschrieben: Die Feier des hundertsten Geburtstages des Komponisten Eduard Kretschmer, der auf den 31. August nächsten Jahres fällt, wird in seiner Vaterstadt Zittau eifrig betrieben. Im Mittelpunkt der Feier soll die Aufführung der großen Oper „Die Folkunger“ in der Staatsoper stehen, die 1874 bis 1910 hundert Aufführungen allein in Dresden erlebte. In der ganzen Oberlausitz regt sich bereits Interesse für die Feier, und es ist ein Komitee führender Persönlichkeiten der Beamtenschaft wie des Handels und der Industrie in Bildung begriffen.

* **Pariser Jugend.** Eine Pariser Wochenschrift nimmt das hohe Alter Clemenceaus, der sich nach einer Erkankung in diesem Sommer wieder erholt hat, zum Vorwand, über das Lebensalter der Pariser im allgemeinen zu plaudern, wobei denn Paris etwas übertrieben die „gesündeste Hauptstadt der Welt“ genannt wird. Dabei stellt es sich heraus, daß es in Paris ein Dutzend Menschen gibt, die hundert Jahre erreicht haben — fünf Männer und sieben Frauen — und 87 Bürger und Bürgerinnen, die nur noch einige Monate bis zu einem Jahrhundert zu warten haben. Im Alter von neunzig bis fünfundneunzig Jahren gibt es 567 Bürger und 10 509 Personen, die es auf neunzig Jahre gebracht haben. Clemenceau also ist keine Ausnahme. In seinem Alter stehen noch 42 723 Menschen in Paris.

* **Film gegen Theater.** Das Pariser Theater steht in schwerem Konkurrenzkampf mit dem Kino, bei dem es wie überall benachteiligt scheint. Nach mehreren anderen Bühnen wird nun auch das „Theatre des Capucines“, wie die „Literarische Welt“ mitteilt, eines der ältesten und elegantesten — es hieß allgemein das „Theater der Könige“, — in ein Lichtspielhaus verwandelt werden.

* **Amerikanische Reklame.** Eine amerikanische Wochenschrift wirbt durch folgende Inserate ihre Kunden: „Glücklich sind unsere Abonnenten, denn wenn sie sterben, werden sie einen garantiert gefühlvollen Nachruf in unserm Blatt erhalten. Darum werden Sie Abonnent!“ Dieser Aufruf erinnert an die Methode einer soeben erscheinenden Pariser Zeitung, die sich auch beinahe amerikanisch gebärdete. Sie verkündete den Tod eines bedeutenden Politikers mit den Worten: „Er ist zu beklagen, denn er konnte nun von unserer vorzüglichen neuen Zeitung keine Kenntnis mehr nehmen.“

* **Die verräterische Zeitung.** Das war in Hamburg auf der Reeperbahn. Ein reicher Viehhändler aus dem Holsteinischen machte nach Erledigung seiner Geschäfte noch einen kleinen Bummel und traf dabei eine junge Dame, die starken Eindruck auf ihn machte. Das Fräulein ließ sich die Gesellschaft des biederen Provinzlers gern gefallen, zumal es nach dem Besuch verschiedener Lokale bereits festgestellt hatte, daß der Kavalier über eine reichgespickte Brieftasche verfügte. Der Bummel dehnte sich recht aus und man landete schließlich in einem Hotel. Am nächsten Morgen war die Maid verschwunden, natürlich nicht ohne die Brieftasche ihres Begleiters. Rund 8500 *M* betrug deren Inhalt. Selbstverständlich alarmierte der Bestohlene trotz seines Katzenjammers sofort die Polizei, die in der Diebin eine Prostituierte namens Eva Maria Friedrichs erkannte. Der Polizeifunk trat in Tätigkeit und dann wartete man ab, was werden würde. Eva war inzwischen in Kassel gelandet und hatte hier in einem Hotel Wohnung genommen, um nach einem neuen Adam zu angeln. In einem großen Geschäft kleidete sie sich von Kopf bis zu Füßen neu ein. Einen Pelzmantel, Gesellschaftskleider, seidene Unterwäsche und nicht wenig Seidenstrümpfe ließ sie sich ins Hotel bringen. Aber sie wollte auch gerne wissen, was man in Hamburg über ihren Streich dachte und so kaufte sie an einem Zeitungsstand in der Nähe des Bahnhofs eine Hamburger Zeitung und blätterte eifrig darin herum. Einem vorübergehenden Kriminalbeamten fiel die Zeitungsleserin auf. Er sah sich die elegante Dame etwas näher an und besann sich dann auf die Einzelheiten des aus Hamburg gekommenen Signalements der Schwindlerin. Eine kurze Unterhaltung und Eva trat gemeinsam mit dem Beamten den Weg zum Polizeipräsidium an. Von ihrer Beute hatte sie noch etwas über 5000 RM. in Besitz, die man ihr natürlich abnahm. Darauf kam sie in das Gerichtsgefängnis, wo sie der Erinnerung an ihre kurzen, wohlhabenden Tage leben kann. Das ihr abgenommene Geld sowie die schönen Sachen, die Eva in Kassel gekauft hatte, werden nun dem Viehhändler in seiner Heimat ausgehändigt werden. Hoffentlich findet er gegenüber seiner Frau die rechte Entschuldigung.

* **Was kostet ein Gramm Radium?** Frau Curie, die Gast des Weißen Hauses war, erhielt von Hoover einen Scheck über fünfzigtausend Dollar, die amerikanische Frauen gesammelt hatten, um der berühmten Forscherin die Möglichkeit zu geben, in Belgien ein Gramm Radium zu kaufen, das sie im Curie-Krebshospital in Warschau verwenden wird.

* **Das Schlachtschwein als „Kanalschwimmerin.“** Im schönen Lagow in der Neumark sollte bei einem Fleischer ein 4½ Zentner schweres Borstenvieh in Wurst, Speckseiten, Schinken und Fleischstücke verarbeitet und aufgeteilt werden. Im letzten Augenblick entsann sich das totgeweihte Tier auf sein Selbstbestimmungsrecht, nahm Reißaus und sprang in weiten Sätzen die Böschung hinab — direkt in den Lagower See. Zum Erstaunen seiner Verfolger schwamm das Haustier wie ein grönländisches Walroß — gradlinig auf den „Kanal“ zu, wo er die „Flotte“ des Eigentümers und seiner Helfer „ausbrachte“ wie ein gekapertes Feindesschiff.

* **Ein 12jähriger Löwenjäger.** Wie aus Johannisburg in Südafrika gemeldet wird, hat ein 12jähriger Knabe, der Vieh hütete, mit Bogen und Pfeil eine Löwin erlegt. Das Tier war plötzlich aus einem Busch herausgesprungen und hatte sich auf einen Ochsen gestürzt. Der Knabe schoß auf die Löwin einen Pfeil ab, der ihr in den Bauch drang. Durch die Bewegungen des gereizten Tieres wurde der Pfeil nur noch tiefer in die Wunde hineingedrückt. Der Knabe näherte sich unerschrocken der Bestie und schoß ihr einen zweiten Pfeil ins Auge, der sie tötete.

* **Die Stieftochter erschossen.** Im Hause Idlhofgasse 68 in Graz spielte sich dieser Tage eine aufsehenerregende Mordtat ab. Der 39 Jahre alte Offiziersstellvertreter des Alpenjägerregiments 9 Johann Model kam nachts anscheinend betrunken nach Hause und versuchte in Abwesenheit seiner in Jugoslawien weilenden Gattin seine Stieftochter, die 16 Jahre alte Helene Jakubovsek, zu vergewaltigen. Die Nachbarn hörten wiederholt Streit zwischen den beiden. Gegen ½8 Uhr früh flüchtete das Mädchen unter Hilferufen in die Wohnung eines Nachbarn. Model eilte dem Mädchen nach und feuerte in der Nachbarwohnung, in der sich ein Ehepaar mit einem 15 Jahre alten Sohn befand, auf seine Stieftochter drei Revolverschüsse ab, die das Mädchen sofort töteten. Der Mörder rannte dann im Hause wie wahnsinnig umher und bedrohte die Hausleute mit dem Revolver. Niemand traute sich aus dem Hause. Model begab sich schließlich in sein Zimmer, wo er sich ankleidete. Dann ging er in das unterhalb gelegene Gasthaus hinunter, ließ sich dort ein Glas Wermut geben und stellte sich seelenruhig vor die Tür. Da die Parteien es nicht wagten, ihre Wohnungen zu verlassen, warfen sie auf die Straße einen Zettel mit dem Inhalt: „Bitte, sofort Polizei verständigen, da Model die Lene erschossen hat, tot.“ Ein Chauffeur fand den Zettel und trug ihn sofort zur Polizei. Zwei Wachleute eilten zum Wirtshaus und fragten den in der Tür stehenden Offiziersstellvertreter, ob es was Neues gebe. Dieser erklärte, er wisse von nichts und als ihm die Wachleute in unfreundlichem Ton antworteten, meinte er: „Meine Tochter hab' ich angeschossen.“ Einer der Wachbeamten riß ihm nun die Pistole aus der Tasche, dann wurde er auf die Wachtstube gebracht. Das Mädchen wurde von der Gerichtskommission unverändert, wie im Schlafe liegend, vorgefunden. Kratz- und Würgespuren am Halse wiesen darauf hin, daß sich zwischen Helene und dem unmenschlichen Stiefvater ein heftiger Kampf abgespielt haben muß. Model war bereits vor dem Kriege einmal wegen Totschlages verurteilt worden, doch wurde ihm bei Kriegsausbruch ein Strafaufschub gewährt und nachher wurde er amnestiert. Er gehört seit dem Jahre 1921 der Wehrmacht an und hatte keinerlei dienstlichen Anstand, war aber im Hause als brutaler Geselle bekannt. Model wurde noch in den ersten Frühstunden einem Verhör unterzogen. Er machte einen vollkommen ruhigen Eindruck. Während der ganzen furchtbaren Nacht hat ihn nicht für einen Moment seine Ruhe und Kaltblütigkeit verlassen. Auf die Fragen des Regierungsrates Dr. Janka sagte er: „Ich wußte ganz genau, was ich tat. Ich wollte nicht nur die Leni, sondern die ganze Familie umbringen.“ Model erklärte unaufgefordert, er sei während der Tat vollkommen bei Sinnen gewesen. Lächelnd fügte er hinzu: „Wissen S', Herr Doktor, das ist nämlt fürs Gericht dann wichtig, ob ich bei Sinnen war!“ Die zynische Art Models machte selbst auf die abgehärteten Polizei- und Gerichtsfunktionäre einen tiefen Eindruck. Model behauptete dann noch, er wollte nach der Tat Selbstmord begehen.

# Briefkasten

**Erwerbslosenstreit.** Nach der kürzlich veröffentlichten statistischen Uebersichten zum Reichshaushalt betrugen die gesamten Reichsausgaben für die Erwerbslosenfürsorge und den Arbeitsnachweis (jetzt Arbeitslosenversicherung) abzüglich der Einnahmen, also der Zuschußbedarf, im Jahre 1925: 155,6, 1926: 498,9, 1927: 334,7, 1928 und 1929 (nach dem Haushaltsplan) 14,5 und 281,1 Millionen Reichsmark.

**Fritz und Ernst.** Vom Holunder wissen wir, daß er den alten Germanen heilig war und der Göttin Freya oder Holla geweiht war und nach ihr noch heute seinen Namen hat.

**Schüler R. R.** Der Trappistenorden, der im Jahre 1664 von dem französischen Abt de Rance wieder neu gegründet wurde, gilt für den strengsten Orden der Welt. Unter anderem müssen seine Angehörigen auch „ewiges Schweigen“ geloben. Augenblicklich gibt es hundert derartige Klöster, von denen sich vier in Deutschland befinden.

**E. M., Briea.** O ja, das gibt es! In Holländisch Guyana ist fast im ganzen Jahr die Temperatur vollständig gleich. Sie beträgt durchschnittlich im Sommer 25½ Grad Celsius, im Winter 25 Grad.

# Photo-Ecke

## Winterarbeit

Der Amateur hat seine eigenen Gesetze und seine eigene Jahreszeiten-Einteilung. So wie für ihn die Sonne, die andere bekanntlich im Herzen haben sollen, im Rücken stehen muß, so beginnt auch für ihn im allgemeinen der Winter schon jetzt, wo andere noch über die bunt belaubten Bäume, über die schon im grauen Dunst liegenden Wiesen und über die Schneisen mit ihrem Duft nach feuchtem Moos und Pilzen hinsehen. So die große Schar der Amateure, die sich vom Sonnenschein abhängig macht, sich im Großen und Ganzen auf Momentaufnahmen beschränkt und in festem Glauben ist, daß man gleich, wenn man noch ein paar Bilder von sonnenschweren Herbsttagen gemacht hat, den Apparat vergraben müßte.

Aber es gibt auch noch andere Amateure, das sind die, die aus den Ausnahmefällen fast so eine Art Regel aufstellen, besondere, schon spitzfindigere Amateure, die ihre Aufnahme trotz des Gesetzes von der Sonne im Rücken ruhig gegen das Licht machen, die sich keineswegs fürchten, ihre kleinen Photos eines guten Ausschnittes wegen zu zerschneiden, die sich einen besonderen Blick zutrauen, und es auch einmal wagen, aus anderen Perspektiven heraus zu photographieren und sich darüber hinaus nicht fürchten, die Seele der Dinge wiederzugeben und nicht immer nur blasse, starre und leere Bilder probieren.

Für diese Art Amateure fängt der Winter jetzt auch an, aber ihre Apparate werden sorgsam wie der gute Anzug an Sonntagen an den ganz besonderen Tagen aus ihren Verstecken geholt und dann bedächtig aufgestellt, um ausgefallene Stimmungen festzuhalten: einen nebeligen Morgen, einen klaren Frosttag, an dem der Rauhreif in der Sonne gleißt, einen der Abende, die mit weitstreifigen Wolken, mit roten, flammenden Lichtern und harten Silhouetten in der bleichen Schneelandschaft versinken, oder einen von den Tagen, fast milchig im Dunst, mit Bäumen und Menschen, mit Tierköpfen und wehenden Zweigen, die wie Gespenster aus dem Nebel auftauchen und lautlos in ihm untergehen, bis sich der Dunst dicht, zäh und lastend wieder zuzieht.

Die Amateure, die so photographieren, sind die, die erkannten, daß die Winterzeit für sie nicht tot ist, daß es Stimmungen und Motive darin gibt, die nur ihr eigen sind und daß man ihnen geduldig nachgehen muß, bis man das Erlebnis einfangen kann. Diese Amateure sind es auch, die entdeckten, daß der Winter für sie die Zeit wäre, um an den Tagen, die kein Photographieren zulassen, trotzdem zu Hause zu arbeiten. Die Aufnahmen, die in den Ferien gemacht worden sind, all die Bilder in der Sonne, die vielen Photos, die man zumeist als Erinnerungsbilder machte, bedürfen einer Bearbeitung, da fast in jedem dritten und vierten Bilde Dinge stecken, von deren Wirkungen man überwältigt wird, weil man nicht ahnt, daß so etwas möglich ist.

Da sind viele Aufnahmen aus dem Seebad. Manche von ihnen, Erinnerungsbilder von der Promenade, wirken in ihrem kleinen Format sehr nett, so wie ein gut gesehenes Strandbild mit dem Gewimmel der Menschen im Vordergrund nur wirken kann, aber für das Album oder gar rein bildmäßig ist nicht viel mit ihnen anzufangen.

Wie viele Aufnahmen gibt es, seien es Waldaufnahmen, solche von Kindern, von Häusern oder kleinen Szenen, aus denen reizende Einzelheiten herausgeholt werden könnten, wenn man es richtig und sorgfältig anfängt. Und wie viel Bilder mit scharfen Kontrasten gibt es, die im Orginal hart und unwirksam sind und in die man dann so viel nette Weichheit zaubern kann und sie so sehr zu verwandeln vermag, daß die vorher nüchternen Aufnahmen zu kleinen Kunstwerken werden.

Und mehr noch: Platten, die stockig geworden sind, Filme, die auf der Reise Flecke bekommen, Negative, von denen man nur fleckige Abzüge bekommt, unsaubere Bildchen, die durch die Fehler auch das Letzte verlieren, all das läßt sich doch noch beheben. Das ist die Winterarbeit der wahren Amateure! So müßte jeder, der seine Aufnahmen liebt, arbeiten, und so müßten alle versuchen, aus ihren Aufnahmen herauszuholen, was nur immer herauszuholen ist, denn nichts übt den Blick mehr, nichts hilft besser beim Sehen, als das Beachten solcher Einzelheiten und ihre Hervorhebung.

Die meisten werden sich nun damit verteidigen, daß eine solche Winterarbeit eben etwas für die besonderen Amateure sei, für solche mit langer Uebung, für bastelnde und phototechnisch erfahrene, daß sich aber eine solche Winterarbeit für die Menge der Durchschnittsamateure nicht eigne.

Das alles ist ein Irrtum. Zunächst sollte sich jeder von vornherein bemühen, über den Durchschnitt hinauszukommen, dann aber gibt es heute eine Technik, um die beschriebenen Resultate zu erreichen, die so einfach ist und so sehr jedem einzelnen Amateur entgegenkommt, daß jedem die Möglichkeit geboten ist, seine Aufnahmen zu verwandeln und aus Zufalls- und Erinnerungsbildern kleine Kunstwerke zu machen und aus mäßigen Filmen noch ordentliche Kopien. Ein solcher vergrößernder Apparat, wie ihn die Zeiß Ikon AG. unter dem Namen „Miraphot" herausbringt, stellt sich automatisch scharf ein und ist so einfach zu bedienen, so schlicht und exakt bei der Arbeit und so schlagend in den Erfolgen, die man damit erzielen kann, daß man wirklich aus den winzigsten Ausschnitten die überraschendsten Bilder bekommt. Vergrößern, Ausschnitte machen, Sehen lernen, das ist die Winterarbeit des richtigen Amateurs, soweit ihm das Wetter nicht verbietet, draußen mit dem Apparat zu photographieren und die Heimaufnahmen, die sich so schön im Winter machen lassen, nicht zu zahlreich zu werden drohen. Vergrößern, immer Vergrößern, aus drei mäßigen Aufnahmen 12 gute herausholen, aus einer guten, kleinen Arbeit ein Kunstwerk machen, aus den Ferienbildern, die nur der Erinnerung wegen aufgenommen wurden, Bilder zu machen, die wert sind, in Form von kostbaren Büchern gebunden zu werden, das muß jeder zu erreichen versuchen, und es kann auch jeder erreichen der mit dem „Miraphot" arbeitet.

## Eine willkommene Abwechslung

nach den Streifzügen mit der Camera während der Sommerzeit draußen im Freien bietet jetzt in den lichtarmen Monaten des Jahres das Photographieren im Heim. Als Ansporn für alle, die mittun wollen, hat die Agfa als nächstes Prämienausschreiben das Thema „Daheim" aufgestellt. Die näheren Bedingungen finden die Amateure in den Agfa-Photoblättern (Nr. 5) Novemberheft 1929. Im gleichen Heft werden auch die Preisträger zu dem 4. Prämienausschreiben „Wochenende" bekanntgegeben. Bei dem frühen Eintritt der Dunkelheit kann man sich jetzt wieder mehr als im Sommer mit Nachtaufnahmen beschäftigen. Anregungen über Motivwahl und technische Durchführung sind in dem Artikel „Städte im Licht" von Karl Heidenreich zu finden. In der Bilderkritik kommen diesmal neben Aufnahmen von ausländischen Lesern, darunter Uebersee, auch Bilder der modernen Richtung zur Besprechung.

## Ausstellung Film und Photo

Im Lichthof des ehemaligen Kunstgewerbemuseums in der Prinz Albrecht-Straße veranstaltete der Deutsche Werkbund eine Ausstellung „Film und Photo"; es handelt sich dabei um eine internationale Wanderausstellung, die in diesem Sommer bereits in Stuttgart gezeigt wurde. Der tiefere Sinn der Veranstaltung ist Aufzeigung der künstlerischen Möglichkeiten und Ziele der spezifisch photographischen Kunst an Hand internationaler Spitzenleistungen. Außer Deutschland ist besonders Rußland, Frankreich, England und Nordamerika mit äußerst bemerkenswerten Arbeiten vertreten.

Daß es um die tiefsten Probleme der Photographie ging, merkt man schon, wenn man gleich bei Beginn des Rundgangs liest: „Der Wertmaßstab der Photographie darf nicht auf einer photographischen Aesthetik beruhen, sondern vielmehr auf der menschlich-sozialen Intensität des optisch Erfaßten, die das einzige Kriterium jedes Produktiven schlechthin ist." Um im Programmheft heißt es: „Ob Film und Photo auch reine Kunst sind, ist vielleicht nicht so wichtig zu entscheiden. Bedeutungsvoll aber ist, daß durch beide unsere Erlebniswelt wesentlich erweitert wird. Photo und Film sind dadurch wichtige Erscheinungen unserer Zeit geworden." Die Tendenz der Aussteller geht am klarsten aus dem Satz hervor: „Mit einem Mittel, das imstande ist, mehr zu offenbaren, als das Auge sieht, könnte man die „Dinge an sich" aufnehmen, und das klar und machtvoll. Aber statt dessen verlegen sich die „malerischen" Photographen auf die impressionistische Verwischung. Impressionismus ist Skeptizismus. Es stellt das, was man so nebenbei bemerkt, über das, was man positiv weiß."

Doch nun zu den ausgestellten Bildern selbst. Vieles erinnert an die optische Uebersteigerung der Russenfilme, die ganz neue unerhört wuchtige photographische Perspektiven schufen. Aus dem rechten Gesichtswinkel betrachtet können da scheinbare Belanglosigkeiten ungeahntes Leben erhalten.

## Warme und kalte Töne

Während die Sprache in manchen Dingen sehr unbeholfen ist, ist sie in anderen wieder sehr ausdrucksvoll. So sprechen wir von „warmen" und „kalten" Tönen, obzwar sich Farbtöne jeder Messung nach wärme- oder kältetechnischen Grundsätzen entziehen. Wenn die Sprache trotzdem den Begriff warmer und kalter Töne kennt, so bringt sie damit Gefühlswerte zum Ausdruck. Diese Gefühlswerte spielen ja in der Photographie eine gewichtige Rolle. So ist jedem Amateur bekannt, daß eine blaue Tönung vorzüglich das Kalte einer Winterlandschaft oder das „Klingende" des Frostes zum Ausdruck bringt. Allerdings liegt hierin auch eine Angleichung an das Naturbild, denn über einer hellen Winterlandschaft, über den verschneiten oder bereiften Bäumen liegt in der Tat ein blauweißer Schimmer. Blau ist also in der Photographie ein kalter Ton. Ihn für Kopien von Sommerlandschaften zu verwenden, hieße in fast allen Fällen die Wirkung zerstören. Für sie wird in der Hauptsache der warme, braune Ton in Frage kommen. Er paßt sich dem Naturbilde etwa so an wie der blaue der Winterlandschaft. Der Hauch von Wärme, der im Sommer über der Landschaft liegt, wird durch den braunen Ton vorzüglich wiedergegeben.

Das sind zwar einfache ästhetische Gesetze, die jedem Amateur bekannt sind (oder wenigstens bekannt sein sollten), doch werden sie oft genug nicht beachtet. Zahllose Amateure begnügen sich beim Entwicklungspapier, das ja heute vorzugsweise benutzt wird, mit dem durch die normale Entwickelung zu erzielenden schwarzen Tönen, trotzdem es z. B. mit Hilfe des Mimosa-Carbon-Toners überaus einfach ist, eine ganze Skala angenehm wirkender brauner Töne zu erzielen. Aehnliche Ergebnisse lassen sich bei den Mimosa-Entwicklungspapieren mit dem Novum-Entwickler erreichen. Nicht immer wird natürlich die braune Tönung erforderlich sein, unbedingt aber sollte sie bei Landschaften angewendet werden, denen ihrer ganzen Natur nach etwas Weiches, Warmes eigen ist, wie z. B. wogenden Kornfeldern und ähnlichen Motiven. Auch für Personenaufnahmen wird sie fast stets am Platze sein.